

In freier Stunde



(12. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Urheber-Rechtsschutz durch Verlag Oskar Meister, Werdau

„Ist sie größer als unsere hier? Hat sie auch solch herrlichen Kiefernwald? Liegt sie dem Ufer auch so verhältnismäßig nahe?“

Annemarie fragt hastig, und man merkt, daß ihr an der Antwort etwas liegt, fühlt, daß sie von Bedeutung sein muß.

Monika wittert Gefahr und runzelt die Brauen auf komische Weise.

„Aber Schäfchen, willst du etwa Robinson da besuchen? Du bist schrecklich neugierig. Doktor, was sagen Sie zu diesem Fragezeichen?“

„Ich mache ihr einen Vorschlag: Morgen in aller Frühe rudern wir hinüber. Das Fragezeichen besteht alles, fährt mit mir an Land, wir laufen bis Altdorf, essen und trinken bei Mutter Mennicke, holen unser Boot und kommen zurück. Sie lernen die Inseln dort kennen, die Wanderung nach Altdorf ist wundervoll, Mutter Mennickes Mittagbrot auch, und wenn wir zurückkehren, ist das Fragezeichen um eine Frage leichter und um einen schönen Tag reicher geworden. Einverstanden?“

O Gott, ob Annemarie will!

Es gibt für sie keine Frage, sondern nur eine Antwort. Am liebsten wäre sie sofort aufgesprungen und hätte ihre Freude in die Luft gejauchzt, wie sie es vor Jahren als kleines Mädchen tat. Aber sie ist Fräulein Doktor Ohlsen, eine Dame, also muß sie zögern . . . wenigstens so tun, als zögere sie noch ein wenig.

„Sehr lieb von Ihnen, Herr Doktor. Aber verträgt Ihre Arbeit einen ganzen Tag Pause?“

„Und ob sie das verträgt!“ lacht der zur Antwort. „Pausen sind das Schönste in der Arbeit. Also ja oder nein?“

Einverstanden. Ja. Ich freue mich darauf!“

Wie gut, daß es dunkel ist. So sieht niemand, wie rot sie geworden ist, rot bis an den Ansatz ihrer dunklen Haare. Gut, daß niemand sehen kann, wie ihr die Augen glänzen.

„Na, also schön, morgen in der Frühe!“ bestätigt Heinz die Abmachung und summt vor sich hin.

Monika lacht leise, unhörbar in sich hinein. Fräulein Doktor rennt geradezu in ihr Verderben. O Schäfchen, wenn du es sehen könntest, wie anders du geworden bist in diesen zwei Tagen! Wie du aufgewacht bist zu einem wunderschönen verliebten kleinen Mädchen!

Gar keine Persönlichkeit mehr mit Amt und Würde und Verantwortung . . . nein, nein! Einfach bist du geworden, ganz einfach! Und das macht dich so glücklich. — In ihrem guten Herzen freut sie sich für die Freundin, ist glücklich mit ihr.

„Da wären wir also morgen ohne Oberhaupt!“ faßt Thiele Hartmann das Ergebnis der Besprechung zusammen. „Willst du mich nicht mitnehmen, Doktor? Ich hab' die Insel nebenan auch noch nicht gesehen.“

Ihn wurmt es, daß seine kleine Schneiderin da mit dem Doktor so allein in die Welt hinaussegeln soll. Das schickt sich nicht für ein Mädchen, das er demnächst zu heiraten gedenkt.

Heinz ist betroffen. Thiele Hartmann will mit? Ja natürlich, denkt er, warum nicht? Und im selben Augenblick fühlt er, daß ihm alle Freude am Ausflug verdorben ist. Er wäre nun lieber hiergeblieben. Aber Thiele ist sein Kamerad. In seinem unbestechlichen Sinn für Gerechtigkeit gibt Heinz zu, daß Thiele das gleiche Anrecht auf diese Fahrt hat wie das dunkelhaarige Mädchen, das er erst seit gestern kennt. Aber sein Herz sagt: „Schade!“ und zum ersten Male wünscht er dunkel und noch unbewußt, alle diese Männer wären nicht hier.

Doch sogleich erschrickt er. Donnerwetter! Hat er sich etwa in dieses Mädchen verliebt? Ist es das, was ihn veranlassen will, die Kameradschaft deswegen hintanzustellen? Nein, das gibt es nicht.

Er beeilt sich zu sagen, daß Thiele selbstverständlich mitkommen könne. Platz sei vorhanden. Aber da mischt sich Vater Heinrich hinein und erklärt, daß das nicht gehe. „Ich erlaube mir nämlich, übermorgen meinen Geburtstag zu feiern. Dazu möchte ich noch einige umfangreiche Vorbereitungen treffen. Thiele, du bleibst hier. Ohne dich bin ich hilflos. Tu mir den Gefallen.“

Das kann Thiele natürlich nicht abschlagen. Er knurrt, aber er sagt zu. Heinz frohlockt innerlich und ist Vater Heinrich dankbar. Gleichzeitig aber kann er sich eines leisen Gefühls der Beschämung nicht erwehren.

Daß Vater Heinrich Geburtstag hat, erregt natürlich allgemeines Aufsehen. Viele Fragen, Wünsche, Vorschläge werden laut. Doch das zukünftige Geburts-

tagstind schiebt sie alle mit freundlicher Gelassenheit beiseite.

„Kinder, ihr braucht euch gar keine Unruhe zu machen! Was soll denn groß geschehen? Ich werde beinahe fünfzig, eins fehlt noch dran, und ihr seid mit Vater Heinrich einen Abend kreuzfidel. Was denn noch? Stellt wegen einer harmlosen Familienfeier keinen Weihnachtsbaum auf. Reißt euch kein Bein aus und plündert eure Brieftaschen nicht. Was soll ich damit anfangen? Ein alter klapperiger Junggeselle wie ich, der freut sich schon, wenn er sein Jubelfest mit so einer Kasselbande wie euch erleben kann.“

Und mit leisem Spott fügt er hinzu: „Die Damen gehören natürlich nicht zur Kasselbande.“

Aber die zwei widersprechen ganz energisch. Warum denn sie gerade ausgenommen werden?

„Wir sind einmal gar keine Damen, sondern einfach Mädels,“ erklärt Monika energisch, „und außerdem sind wir auch Kasselbande! Jawohl! Wenn Sie das noch nicht gemerkt haben, Sie häßliches Geburtstagskind, dann stehen wir heute nacht heimlich auf und machen eine Kassenmusik vor Ihrem Zelt, daß Ihnen Hören und Sehen vergeht. Dann müssen Sie's glauben.“

Ordentlich in Eifer hat sie sich geredet, die kleine Monika, und Vater Heinrich hat alle Mühe, sie wieder zu versöhnen. Erst als er hoch und heilig verspricht, keinerlei Unterschied zu machen zwischen den „Urewohnern“ und den „Zugekommenen“, gibt sie Frieden.

Die andern haben ihr in der fröhlichen Schlacht treu zur Seite gestanden, besonders Schorsch und Maxl haben immer wieder erklärt, daß die beiden Mädchen nun zur Inselgemeinschaft gehören. Infolgedessen sei irgendeine wahrnehmbare Unterscheidung nicht mehr statthaft. Diese letzte, glänzende Formulierung stammt natürlich aus dem Munde Maxls, des Schulmeisters.

„Du bist ja ein Schulmeister, Maxl, du mußt es ja wissen!“ nickt ihm Vater Heinrich zu. „Natürlich. Der Professor weiß viel, der liebe Gott weiß alles, aber der Schulmeister ist beiden über. Der weiß alles besser.“

„Danke für die Ehre! Du bist 'n alter widerborstiger Hamburger Zigarrenfriße, ohne Schliff und Bildung. Außerdem für keinen Sport geeignet, also außer Konkurrenz.“

„Siehst du, Mädchen, nun sind wir wieder einig. Also dann krabble mal fix in dein Zelt, hol' die Fiedel und spiel' uns was zum Abend auf. — Der Maxl ist nämlich ein Meister auf seiner Geige. 'n kleiner man bloß, damit er nicht hochnäsiger wird — aber eben doch ein Meister!“ erklärt Vater Heinrich dem Mädchen.

Maxl läßt sich nicht lange bitten. Er spielt gern Geige. Die andern singen dann, und er läßt seine Fiedel darüber hinwegtrillern wie die Lerche übers grüne Ackerfeld.

Bald ist er zurück, den „Kinderjarg“ unterm Arm, wie er den schwarzen Kasten spöttisch nennt. Sorgfältig packt er das Instrument aus, spannt den Bogen und streicht über die Saiten. Die Quinten klingen leer und fragend durch die Nacht.

„Was wollen wir singen? Erst mal was für alle! — „Und in dem Schneegebirge . . .“ — Ich spiel vor, ihr fallt ein!“

Frisch steigt der Geigenton den ersten süßen Dreiklang hinauf, verirrt sich ein wenig, macht einen zarten kleinen Triller und wartet dann auf der Septime, als fände er den Weg nicht recht ins Lied hinein. Dann aber nimmt Annemaries schöne dunkle Altstimme die Führung. Klar und warm steigt sie über den Chor, und alle folgen ihr willig und gern.

„Und in dem Schneegebirge, da fließt ein Brunnlein kalt,

Und wer des Brunnleins trinket, wird jung und nimmer alt . . .“

Sei, wie freut sich die Geige, daß sie einen Kameraden bekommen hat, eine schöne warme Mädchenstimme . . .! Die trägt nun die Melodie, die führt sicher und tönend das Lied. Da kann sie sich austollen in Läufen und Trillern, in perlendem Ranken- und Zierwerk aus Tönen, drüherweg und drunterher, wie es ihr grad' in den Kopf kommt. So hebt ein Klingean, absonderlicher Art, wie es der Teichrohrsäuger wohl nie hörte, so schön, daß selbst Frau Nachtigall im Busche schweigt und lauscht. Jubelnd zieht's hinaus in die Nacht, von jungen Menschen gesungen, deren Herz klingt in Sehnsucht und unbewußtem Wunsch: „Ich hab des Brunnleins trunken wohl manchen frischen Trunk!“

Ich bin nicht alt geworden, ich bin noch allzeit jung.“

Und das Rieseln der Quellen, die von Schleiens Bergen springen, tönt in den Läufen der Geige und bleibt wie heller Nachhall in der sternklaren Nacht.

Den Maxl aber hat die Musik gepackt, daß er alles vergißt um sich her; alles — nur das helle Schimmern des Blondhaares dort drüben, den glänzenden Schein des Feuers auf dem gesenkten Mädchentopf sieht er noch. Und alles, was er nun an sinnlosem, süßem Zeug in die Nacht hineingeigt, das spielt er ihr zu.

Die andern schauen verwundert auf. So kennen sie ihn ja noch gar nicht, ihren Maxl, den immer fröhlichen, spottlustigen Jungen. Aber er zwingt unbewußt jede Frage zurück mit seinem Spiel. Er macht alle stumm und läßt sie lauschen. Jeder fühlt: Hier singt ein Menschenherz, hier sagt ein Künstler in Tönen, was Worte nicht zu fassen vermögen.

Sie schauen still vor sich nieder. Niemand merkt, daß Monika leise aufgestanden ist und im Dunkel der Nacht verschwand.

Maxl aber hat es gesehen. Jäh bricht er ab.

„Warum hörst du auf?“ fragt Heinz verwundert.

„Ich . . . ich weiß nichts mehr.“

„Gib noch ein Abendlied dazu. Und . . . Fräulein Annemarie . . . ich hab' gedacht, Sie singen es uns. Sie singen schön . . . und ich bitte Sie darum.“

Maxl wartet nicht ab. Er hat schon die Geige unterm Kinn, und in breitem, schwingendem Strich strömen die ersten Töne der unsterblichen Melodie des alten Meisters Schulz: „Der Mond ist aufgegangen . . .“

Zart setzt Annemarie ein. Wie oft hat sie dies Lied gesungen! Nicht neben Vater am Klavier, vor langen Jahren, ein Schulmädchen noch und unwissend, was die Worte bedeuten. Doch der geheimnisvolle Frieden der Melodie, der ruhige Atem der einfachen Worte, das hatte sie immer schon ergriffen wie eine Ahnung von Leiden und Getröstetwerden, von Sehnsucht und friedvoller Erfüllung.

So singt sie es jetzt nach Jahren wieder, und es ist ihr, als läge zwischen jenen Zeiten und heute nur ein Tag.

„Der Wald steht schwarz und schweige!

Und aus den Wiesen steigt

Der weiße Nebel wunderbar . . .“

Heinz schaut zu ihr hinüber. Er sieht, wie sich ihr Antlitz im Singen verwandelt zu einem ruhenden Mädchengesicht, und er möchte aufstehen und es behutsam zwischen seine Hände nehmen. Möchte es festhalten, daß es immer so bliebe, so gelöst und heiter, so schön und klar. Wie mögen diese Augen leuchten, wenn sie sich einem Mann zuwenden, wenn sie ihm sagen: „Ich gehöre dir . . . ich will dir Kamerad und Geliebte sein, Mutter und Frau, Abend und Morgen, alles . . .!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Mann, der die Gerechtigkeit liebte

Eine Geschichte aus der Wildnis von Konrad Seiffert

Der Mann, der am Ende der Regenzeit von Corrientes zu uns heraufkam, nannte sich Hen Scarp. Er war dabei, wie er sagte, einen Trip durch den Gran Chaco zu machen. Er wollte sich den Krieg im Busch und im Wald einmal ansehen. Und Scarp hatte eine Idee. Er sprach mit uns darüber. Er sprach nicht mit allen darüber. Er nahm Alfonso, Bert und mich beiseite. Er zog uns, wie man so sagt, ins Vertrauen.

„Boys,“ redete er auf uns ein, „wir können hier eine Menge Geld machen, Dollars, Pesos oder Bolivianos, wie ihr wollt. Macht mit! Die Sache ist nicht gefährlicher, als wenn ihr hinter euren blöden Däsen herreitet. Es gehört nur ein wenig Betriebskapital dazu. Wir wollen zusammenlegen. Zeit her! Wie hoch könnt ihr mitgehen?“

Es stellte sich heraus, daß Alfonso kein Geld, Bert lumpige fünfundzwanzig und ich etwa hundert Pesos besaßen. Alfonso konnte nur mittelbar beteiligt werden. Als Stütze des Chefs gewissermaßen. Als Angestellter. Scarp überzeugte uns sehr schnell, daß seine Idee eine goldichere Sache sei. Und so schlossen wir uns denn zusammen.

Dies aber war die Idee Hen Scarps:

Was braucht der Mensch, um in dieser gesegneten Landschaft zwischen den Moskitos, den Stechfliegen, dem Fieber aller Schattierungen leben zu können, wenn er außer Fleisch kaum etwas anderes zu essen bekommt als Chinin? Alkohol braucht der Mensch, Alkohol in jeder Form. Und wenn's nur Caña oder gar nur Chicha ist. Alkohol hilft gegen die Malaria und gegen jede Krankheit. Alkohol feuert zu kühnen Taten an. Aber wenn der Mensch, der im Busch, im Wald, auf freiem Feld seinen Mann stehen soll, nur immer dieses einheimische Geseß aus Zuderrohr oder Mais trinken muß, dann beginnt er sich nach etwas Besserem zu sehnen, nach einem Cocktail, nach einem Gemisch, das edle Geister nach geheimen Rezepten hervorzaubert. Wenn nun diese edlen Geister hier in diesem Gebiet ihren Laden aufmachen, in Bolivien, in Paraguay oder auch auf dieser Seite des Rio Pilcomayo, in Argentinien, dann muß sich ihnen die Gunst aller Männer zuwenden. Und das Geld aller Männer, der Sold, die Löhnung. Und die Wohlthäter der Menschheit können sehr schnell Reichtümer sammeln. Wir waren entschlossen, Wohlthäter im Gran Chaco zu werden, beglückwünschten Hen Scarp und rückten näher zusammen.

Wir saßen in einem der kleinen Puestos, die einsam am Rio Pilcomayo stehen, auf dem rechten Ufer. Die Estancia und der Patron waren weit. Und Scarp begann nun endlich sein umfangreiches Gepäck, das er auf zwei Pferden mitgebracht hatte, auszupacken: Gläser vieler Größen und Formen, viereckige und auch runde Blechbehälter mit gludernem Inhalt, Flaschen und Becher.

„Damit ihr seht, daß ich euch nicht beschwinde,“ sagte er, „will ich euch jetzt einmal kosten lassen. Urteilt dann selber!“

Er goß aus einer Flasche eine Flüssigkeit in einen Becher und hieß Alfonso trinken. Der nahm einen kräftigen Schluck, hielt aber mitten im Trinken inne, fluchte lästerlich, spuckte verächtlich aus, seine zusammengekniffenen Augen weinten zwei große Tränen. „Chicha,“ würgte er hervor, „ganz gewöhnliches Zeug!“

„Gewiß,“ sagte Scarp und zog die Augenbrauen hoch, „Chicha! Gut für Indos!“ Er goß den Rest aus dem Becher in großem Bogen zur Tür der Hütte hinaus.

„Und nun das hier!“ forderte er Alfonso auf, nachdem er den Becher aus einer anderen Flasche bis zur Hälfte gefüllt hatte. Alfonso trank und knurrte: „Auch nicht viel besser! Caña!“

„Gewiß!“ machte Scarp, „Caña! Gut für Nigger, Mulatten und andere minderwertige Zeitgenossen!“ Und wieder goß er den Becherrest zur Tür hinaus. „Und nun, Boys, werde ich euch einmal zeigen, was man aus diesem Zeug machen kann.“

Er nahm einen großen Mischbecher, goß Chicha und Caña zusammen, tat aus Hochgefäßen gut ein halbes Duzend Flüssigkeiten in verschiedenen Mengen dazu, träufelte Zitronensaft, Orangensaft, Paprika und einige Pulver dazu, goß die Mischung in vier nicht allzu große Gläser, wuschte sich die Hände an seinem Taschentuch ab, strich sich mit dem Handrücken über den Mund, sah feierlich aus und befahl: „Trinkt!“

Wir tranken. Und ich muß sagen, daß ich so etwas Gutes noch nicht getrunken hatte. Zuerst brannte das Zeug zwar scharflich in der Kehle. Aber dann ging es hinunter wie — ich kann gar nicht sagen wie. Bert war genau so entzückt. Und

Alfonso rth die Augen auf und griff nach dem Mischbecher, um zu sehen, ob nicht noch ein Rest von dem Zeug drin war. Der Becher war leer.

Scarp sah liebevoll auf sein leeres Glas und dann in unsere verklärten Gesichter:

„Also? Was hab' ich gesagt? Hab' ich vielleicht zuviel gesagt? Und damit soll kein Geld zu machen sein? Boys, ich sage euch, wenn wir nur wollen, dann reißt wir uns damit aus dem Dreck!“

Wir waren begeistert von dem Getränk, von Scarp, von seiner Idee und von seiner Rede. Nach diesem einen kleinen Glas voll fühlten wir uns stark wie Simson, und Alfonso begann zu singen, was nur vorkam, wenn er mächtig in Stimmung war. Wir packten unsere Sachen, liehen unseren Kameraden einen schönen Gruß für den Patron zurück und ritten mit Hen Scarp am rechten Ufer des Rio Pilcomayo aufwärts. Weiter oben kauften wir Chicha und Caña in großen Mengen auf, schafften sie über den Fluß und gingen kurz hinter der Front der Bolivianer in Stellung. Meine Herren, das war ein Geschäft!

Damals ging gerade der große Nachschub frischer Truppen aus La Paz, Oruro und Sucre vonstatten. Und alle kamen an unserem Salon vorbei. Zuerst wollte man uns den Verkauf unserer Getränke verbieten und uns die Bude schließen. Aber als einige der Maßgebenden unseren Wundertrank probiert hatten, war alles in Ordnung. Wir bedienten die Gäste Tag und Nacht. Und Alfonso war dauernd unterwegs, um die benötigten Mengen an Chicha und Caña aufzukaufen und heranzuschaffen. Es waren wirklich sehr große Mengen. Wir zählten das Geld, das wir einnahmen, nicht mehr. Obwohl die Preise in unserem Laden täglich sprunghaft in die Höhe kletterten, wurden wir unsere Flüssigkeiten los. Es waren immer Leute da, die Geld hatten, und die ihr Geld bei uns anlegen mußten. Sie tranken nicht nur bei uns, sie nahmen sich auch einen kleinen Vorrat mit in ihre Blockhäuser an der Front.

An der Front stand damals alles gut. Es waren prächtige Kerle, die sich in unserem Laden stärkten und dann weiterzogen. Sie hatten gute Kleidung und Ausrüstung. Ihre Stimmung war ausgezeichnet. Sie hatten auch Erfolge und trieben den Gegner zurück, so daß wir bald unseren Laden verlegen mußten. Alles ging gut. Wir waren bekant in der ganzen Gegend. Wir wären wirklich als Millionäre zurückgekommen, wenn Hen Scarp nicht eine neue Idee gehabt hätte.

„Boys,“ sagte er, „ich liebe die Gerechtigkeit. Es ist ungerecht von uns, daß wir das Geschäft nur hier auf dieser Seite betreiben, während die andere Seite sich nach unseren Getränken sehnt. Ich bin dafür, daß wir auch einmal den Leuten in Paraguay etwas bieten. He? Und im übrigen gehen die Gelder seit etwa einer Woche spärlicher ein, was ihr ja schon gemerkt habt. Wir können nicht erst abwarten, bis den Leuten hier der Atem ausgegangen ist. Wir werden uns zurückziehen und in Paraguay in Stellung gehen. Und im übrigen sind unsere Vorräte erschöpft. Ich muß in Buenos Aires Großeinkäufe machen. Wir ziehen dann unser Geschäft drüben viel, viel größer auf als hier. Einverstanden?“

Wir waren einverstanden, packten zusammen, gingen über den Rio Pilcomayo nach Argentinien zurück, ritten, bis wir das nächste Flußboot nach Formosa erreichten, und fuhren dann von Corrientes mit der Bahn nach Buenos Aires. Dort nahm uns Hen Scarp das Geld ab, das er ja für seine Großeinkäufe benötigte, jeder von uns behielt nur ein paar hundert Pesos.

Wir sahen Scarp und unser Geld nicht wieder. Alfonso fuhr fluchend ab, zu seinen Verwandten, in die Gegend von Tucuman. Bert ging zur Schaffsur auf eine Farm südlich von Bahia Blanca. Ich blieb in Buenos Aires und hielt mich kümmerlich über Wasser. Bis mir mein Patron vom Rio Pilcomayo Geld schickte und mich wieder in Gnaden aufnahm.

Inzwischen war auf dem Kriegsschauplatz eine Wendung eingetreten, die Bolivianer gingen zurück. Paraguay war siegreich. Sollte nicht etwa doch, fragte ich mich, wenn ich hinter meinen Däsen herritt, sollte nicht etwa doch Hen Scarp dahinter stecken? Sollte der drüben mit seinen Zaubergetränken den Mut der Krieger steigern, wie er es bis vor kurzem auf der anderen Seite der Front getan hatte? Das war sehr wahrscheinlich. Denn Hen Scarp liebte die Gerechtigkeit.

Des Kindes Opfer

Von Dörte Friedrich

Als sie in den Schacht einführen, sagte Pieter zu seinem Steiger: „Marika hat eine neue Uhr, ich versteh' mich so ein bißchen auf Mechanik und habe sie ihr selbst aus altem Material gemacht. Zum Gehäuse habe ich eine alte Nidelfassung genommen, die noch von der Urgroßmutter stammt und zu nichts mehr nütze war. Hättest einmal sehen sollen, wie das kleine Ding sich gefreut hat, immer hat sie die Uhr an das Ohr gehalten und gelauscht, ob sie noch tickt, und dann war die Freude groß, für das Kind ist es die ganze Seligkeit.“

Der Steiger hatte aufmerksam zugehört. Jetzt ging ein breites Lächeln über seine martigen Züge. Er kannte Pieter sehr gut. Als junger Burische war er hergekommen und hatte auch im Ort geheiratet. Mit einem freundlichen Kopfnicken wandte er sich zu dem immer ein wenig schwärmenden Pieter: „Da hat sie sich gefreut,“ wiederholte der Steiger langsam, „das will ich wohl glauben.“

Sie waren jetzt auf der Sohle angelangt. Ein Arbeiter trat auf sie zu und mahnte sie zur Vorsicht, da es Stein Schlag gegeben hatte. Einer der Ingenieure habe die Sache bereits untersucht, es scheine keine große Gefahr zu sein, aber bei jeder verdächtigen Bewegung des Gesteins sei die Arbeitsstätte sofort zu verlassen.

„Wird nicht so schlimm sein,“ sagte der Pieter und ging an seine Arbeit. Er dachte dabei häufig an die Uhr, die er Marika gemacht hatte. Ob sie wohl noch ging? Und ob die Kleine, wenn sie so mit ihrer Uhr spielte, auch ein bißchen an ihn dachte?

Ei freilich tat sie das. Jetzt eben stand sie mitten auf der Dorfstraße, hielt die Uhr in der Hand und ließ hin und wieder ganz besonders Begünstigte unter den Spielkameraden einen schänen Blick auf das Zifferblatt werfen. Dann fragte wohl jemand, ob denn die Uhr auch ginge. Und Marika hielt zum Beweise dessen ihre Uhr ganz dicht den Zweiflern ans Ohr. Dann gab es ein Staunen und Raunen. „Die Marika hat eine richtige Uhr!“ „Ich bekomme auch eine, wenn ich groß bin.“ „Ich habe eine in der Stadt gesehen.“

Das aber wollte die Marika nicht dulden.

„Die ist aber nicht so schön wie meine. Meine hat mein Papa selbst gemacht. Das ist eine ganz besondere Uhr.“

Und dann spielte man weiter.

Als das Läuten der großen Kirchenglocke einsetzte, sahen die Kinder Männer und Frauen nach dem Schacht laufen. Sie ahnten, was diese Aufregung zu bedeuten hatte, und als die große Stirene zu heulen begann, da war manchen von ihnen das Weinen sehr nahe. Ehe Marika noch ganz begriff, was eigentlich geschehen war, war schon die Mutter bei ihr und schloß sie in die Arme.

„Komm nach Hause, Marika,“ sagte sie mit eigenartigem Stoen in der Stimme. Sie nahm das Kind auf den Arm und trug es ins Haus. Die Kleine sah, wie die Mutter die Hände ineinander legte und die Lippen bewegte. Ihre Neugier war erwacht.

„Was machst du denn, Mutti?“ fragte sie.

„Ich bete, Kind. Dein Vater ist im Schacht, und es ist ein Unglück geschehen.“

Das Kind faßte noch immer nicht die ganze Schwere der Gefahr. Sie sieht nur, wie die Mutter die Lippen bewegt und so still und traurig ist, sieht, wie eine große Träne über ihre Wange rollt. Und in heißem Mitgefühl geht sie auf die Mutter zu und nimmt ein Zipselchen der Schürze, um ihr die Träne abzuwischen.

Da faßt die Frau ihr Kind:

„Ich halte die Ungewißheit nicht mehr aus. Komm!“

Am Schacht stehen die Menschen. Eben ist eine Rettungskolonnie eingefahren und versucht, die Kameraden zu bergen, die durch einen plötzlich losbrechenden Stein Schlag verschüttet sind. Die Herren von der Direktion sind da, und auch der junge Ingenieur steht unter ihnen.

„Was ist?“ fragt Pieters Frau.

Der Gefragte sieht sie lange an. „Sie werden schon kommen,“ sagt er dann. „Wir alle wagen unser Leben für ihre Rettung.“

Es ist gut, denkt die junge Frau. Nun ist es gut. Die da, die werden nicht ruhen, ehe die Kameraden befreit sind. Sie sind ein und dasselbe.

Jetzt hebt sie das Kind in die Höhe und flüstert: „Dein Vater ist im Berg und kann nicht heraus.“

Eine neue Kolonne unter Führung des jungen Ingenieurs fährt ein. Aber Marika hat für alle diese Vorgänge kein Interesse mehr. Der Vater ist im Berg und kann nicht heraus. Dieses Wort hat sich mit Zentnerlast auf das Herz des Kindes gelegt, und den Augenblick, in dem die Mutter es auf den Boden

gestellt, hat Marika benutzt, um fortzulaufen, irgendwohin. — Unterbessen sitzt Pieter neben dem Steiger auf engem Raum auf der Sohle. Der Stein Schlag hat nachgelassen, aber die schweren Brocken türmen sich über dem Stollenzugang, und wenn die da oben nicht schnell machen, dann kann es bald wieder losgehen.

„Die kleine Marika,“ sagt der Steiger, „spielt jetzt mit ihrer Uhr.“

„Glaubst du?“

„Kinder empfinden nicht so wie Erwachsene. Vielleicht weiß sie gar nichts von uns. Ich habe meiner Frau gesagt, sie solle nie den Kopf verlieren, wenn sie einmal von einem Unglück bei uns hört. Alles ist ja schließlich Schicksal, nicht wahr? Aber ich glaube doch, daß Marika jetzt mit allen Gedanken bei mir ist. Das Kind, müßt du wissen, hat mich sehr lieb.“

Der Steiger lächelte.

Marika ist in den Wald gelaufen. In ihrer wirren Angst hat sie nur das eine Gefühl, dem Vater zu helfen. Und sie hat gehört, daß es einen guten Geist gibt, der im Walde zu finden ist und der den Kindern alle Bitten erfüllt. Aber der Geist ist unsichtbar, man muß ihn mit Geschenken locken. Marika hat an Kostbarkeiten nur ihre Uhr. Die legt sie jetzt auf einen Baumstumpf, bleibt einen Augenblick stehen und spricht:

„Lieber Waldgeist, öffne du den Berg, damit mein Vater herauskommen kann. Ich schenke dir auch die Uhr, bitte, bitte.“

Dann läuft sie so schnell sie kann, wieder zurück.

Die Rettungskolonnie hat den Zugang gefunden. Hundert kräftige Hände regen sich, und schon kann man sich mit den Verschütteten verständigen. Man ruft ihnen guten Mut zu.

Und sie harren aus. Stunden vergehen noch, dann steigt der junge Ingenieur wieder zu Tage. Fragen dringen auf ihn ein. Er springt auf einen Haufen alten Eisens und spricht zu allen.

„Es ist nichts geschehen. Alles da unten ist wohl und munter. In ein paar Stunden sind sie wieder oben. Solange müßt ihr noch Geduld haben.“

Und sie haben Geduld.

Marikas Mutter sucht das Kind. Sie findet es ganz in der Nähe, in fieberhafter Anspannung.

„Ist der Berg schon offen?“ fragt sie.

„Ja, Kind, der Vater ist gerettet.“

Da beginnt die Kleine ganz langsam vor sich hinzuweinen, und keiner weiß, warum sie es tut. Vielleicht ist es die Aufregung, vielleicht der Verlust der Uhr.

Als einige Stunden später der Vater glücklich zu Hause ist, hört er, wie sein Kind, vor Uebermüdung eingeschlafen, im Traum spricht:

„Lieber guter Geist, ich schenke dir die Uhr, die ich so lieb habe, laß dafür meinen Vater aus dem Berg.“

Pieter lächelt glücklich. Und alle Gefahr ist vergessen.

Fröhliche Ecke

Begründeter Umschwung. Bei Zaubigers stehen in der Kumpelkammer zwei alte Petroleumlampen, die einmal Brunkstücke waren. Sie stammen noch von den seligen Eltern her — aus jener Zeit, da in den guten Stuben braver Bürger allerlei Sachen standen, die Glanz und Herrlichkeit von Schloßräumen vorkäufchen sollten. Eine verlogene Pracht war das! Das Material, aus dem jene Lampen verfertigt sind, war damals sehr beliebt; man nannte es Cuiore poli.

Minna, die seit einem Vierteljahr bei Zaubigers als Hausgehilfin tätig ist, bewundert die alten Lampen; sie ist entzückt von ihnen, ja berauscht. Schließlich hat Frau Zaubiger gesagt: „Na, Minna, wenn Sie mal heiraten, kriegen Sie die Dinger zur Hochzeit.“

„O fein!“ hat Minna gejubelt.

Das war vor vierzehn Tagen. Heute meldet Minna: „Da ist ein Trödler, gnädige Frau, der Kram laufen will. Wollen wir ihm nicht die beiden ollen Lampen geben?“

Aber Minna, wie kommt das? Die Lampen sollten doch für Sie bleiben.“

Minna lächelt mit verschämten Wangen. „Ach, gnädige Frau, vor'gen Sonntag hab' ich nen Elektrotechniker kennen gelernt.“

Schlechter Schlaf. „Denke dir,“ sagt Frau Doktor Feldberg zu ihrem Mann, „der junge Larsen hat mir erzählt, daß er nachts immer von unserer Tochter träumt!“

„Das ist ja allerhand!“ meint der Gatte, „neulich erst hat er mich um ein Rezept gegen Alpdrücken gebeten!“